

## **Das verbotene Glücksspiel und die Randkultur der Ganoven**

### **Die alte Geschichte der Ganoven**

Auch fahrendes Volk und Ganoven haben eine lange Geschichte, in der eine eigene Kultur mit einer speziellen Sprache, dem Rotwelsch, entstehen konnte. Charakteristisch für die Kultur der Ganoven sind wohl seit jeher Glücksspiele. Auf eines dieser Glücksspiele bezieht sich die vorliegende Arbeit, nämlich auf den „Stoß“, das verbotene Glücksspiel der Wiener Unterwelt.

Randkulturen der Ganoven und Vagabunden gehören zu städtischen Gesellschaften, was viele Kulturwissenschaftler zu ignorieren scheinen, wenn sie so tun, als ob die „Gesellschaft“ etwas Einheitliches wäre. Tatsächlich bestehen große Barrieren zwischen den einzelnen Gruppen und Randkulturen, auch wenn sie beieinander wohnen. Auf diese Thematik hat besonders Rene König verwiesen, wenn er meint, daß der Soziologe viel vom Ethnologen lernen könnte (König 1984). Jede „Gesellschaft“, vor allem die der Städte, besteht also aus einer Vielzahl von Randkulturen, die mehr oder weniger verborgen ihrem Gewerbe nachgehen, wie zum Beispiel die der Prostitution und die des verbotenen Glücksspiels. Auf letzteres wird hier einzugehen sein.

Wesentlich für gute Forschungsarbeit in Randkulturen ist, daß man auch deren Sprache als Ausdruck ihrer Kultur studiert. Denn überall, wo Menschen sich zurückziehen, gemeinsame Probleme, Ärger und auch Feinde haben, entsteht so etwas wie eine eigene Kultur und somit auch eine eigene Sprache (Becker 1981: S. 72).

Kontakte in die Welt des verbotenen Glücksspiels erhielt ich durch Pepi Taschner, einen früheren Wiener Ganoven, der wegen Unterweltsfehden einmal zu den meistgesuchten Ganoven Österreichs zählte, obwohl er niemals jemandem außerhalb der Ganovenwelt Schaden zugefügt hat. Über ihn habe ich ein Buch mit dem Titel „Der Adler und die drei Punkte“\* geschrieben. Das Buch hat einen weiten Leserkreis gefunden, und für die Sozialarbeit – wie ich in einer Zeitschrift lesen konnte – wurde es zu einer wichtigen Lektüre. Pepi Taschner, dem „Helden“ des Buches, sei hier noch einmal gedankt, und seiner sei ehrenvoll gedacht, denn er ist leider im Juli 1990 tödlich verunglückt. Ich habe ihm einen ehrenden Nachruf in einer Wiener Tageszeitung geschrieben.

Darauf, daß das Glücksspiel, der „Stoß“, auf eine alte Tradition aufbaut, deuten die bei diesem Spiel der Wiener Unterwelt verwendeten Wörter hin, die dem Rotwelsch, der bis in das Mittelalter zurückzuverfolgenden Gaunersprache, entstammen.

Nach Erzählungen von Kriminalbeamten wird vom Stoßspiel schon aus der Zwischenkriegszeit berichtet. Mit diesem verbotenen Glücksspiel sind schließlich eine Reihe von Ritualen, Unterweltsfehden und hohe Einsätze verknüpft.

Eingefügt sei: Von der Struktur und den Strategien her besteht kein wesentlicher Unterschied der mit dem „Stoß“ befaßten Teams zu anderen Gruppen von Ganoven, die bemüht sind, an verbotenen, aber attraktiven Geschäften zu verdienen, wie die alten Alkoholschmuggler in den USA während der Zwischenkriegszeit oder gewisse Banden von Drogenhändlern. In all diesen Banden ist man bemüht, die Konkurrenz durch geradezu kriegerische Maßnahmen auszuschalten, um alleine an der Spiel- oder einer anderen Sucht zu verdienen.

Das Stoßspiel, das eigentlich ein Konkurrenzunternehmen zu den vom Staat in den Casinos durchgeführten Spielen wie Roulette oder Bakara ist, zog und zieht regelmäßig kapitalkräftige Herren an. Diese Herren – Damen ist die Teilnahme verwehrt – leben grundsätzlich am Rande der Unterwelt als Zuhälter und Leute mit dubiosen Geschäften.

### **Zur Gaunersprache (Rotwelsch)**

Ein paar Hinweise zum Rotwelsch seien hier gestattet, um die alte Tradition dieser Sprache und die Kultur ihrer Träger zu veranschaulichen.

Der älteste Beleg für das Wort „rotwelsch“ stammt aus der Zeit um 1250. Die Stelle findet sich in einem Passional. Darin wird unter „Rotwelsch“ ganz allgemein eine „geheime und arglistige Sprache“ verstanden (Kluge 1901: S. 1). Es ist aber anzunehmen, daß dieser Terminus schon länger bekannt ist. In der Folge erscheinen immer wieder Bücher, wie die Wiener Bettlerordnung von 1443, deren offensichtlicher Zweck es ist, den Organen der öffentlichen Ordnung, also den Vögten und der Polizei, dabei behilflich zu sein, Bettler und Fahrende besser kontrollieren zu können. Diese Literatur wird bis heute weitergeführt. Zu ihr gehören Arbeiten der Polizei-Direktion in Wien (1854), von Eduard Nascher (1901), Albert Petrikovits (1922), Peter Wehle (um 1970) und mein Versuch, die Wiener Gaunersprache auf den „neuesten Stand“ zu bringen (Girtler 1983 und 1996).

Diese Sprache der Gauner verweist auf eine spezielle Kultur des fahrenden Volkes und auch darauf, daß sie so etwas wie eine Geheimsprache mit hohem symbolischem Gehalt war. Unsere heutige Gaunersprache – dies wurde mir bei meinen Forschungen in Wiens Unterwelt klar – ist also von einer ungemeynen Geschichtlichkeit, sie ist Ausweis einer alten Kultur. Darauf deuten auch die beim „Stoß“ verwendeten Ausdrücke hin, wie ich noch zeigen werde. Beispielhaft möchte ich jedoch schon hier einige alte Gaunerwörter anführen:

Ein bemerkenswertes Wort ist „grean“. Ein „greaner Mensch“ ist suspekt und gefährlich. Das Wort „grean“ hat nichts mit der Farbe „grün“ zu tun, sondern leitet sich vom mittelhochdeutschen Ausdruck „greinen“ (= weinen) ab.

Die Bezeichnung „bockvalat“ verweist auf jemanden, der keine oder schlechte Schuhe besitzt. Dieses Wort leitet sich von den „Bock“ (oder „Böck“), den Schuhen, bzw. von „bocksledern“ ab. Und „valat“ ist der Hinweis darauf, daß man nichts besitzt.

Eine für den Gauner problematische Sache ist, wenn er verraten, „verwamst“ (von jüd. „mamsen“ = verraten) wird. Ein Verräter, ein „Wams“, ist eine höchst zu verachtende Person.

Handschellen werden in freundlicher Weise so benannt: Brasettln (frz.), Bandler, Klammern, Schmuck, Achter, Zange, Fangeisen oder bloß Eisen.

Den Polizisten bezeichnet man als „Heh“, ein Wort, das sich wahrscheinlich vom Wort „Hecher“ – so nannte man im Mittelalter den Scharfrichter – ableitet.

Die angeführten Wörter machen eine lange Tradition deutlich, die gerade beim „Stoß“ erkennbar ist.

### **Das Glücksspiel der Wiener Unterwelt**

Für gewöhnlich wird der „Stoß“ in Hinterzimmern diverser Kaffee- oder Gasthäuser durchgeführt. Veranstaltet und dirigiert wird dieses Spiel, bei dem es um viel Geld geht, durch Herren der „Unterwelt“, die minutiös darauf achten, keine Konkurrenz und damit keine Geschäftseinbußen zu bekommen. Vor einigen Jahren waren es drei Herren, die unter sich die Reviere des Stoßspiels in Wien aufgeteilt hatten und den „Partien“ vorstanden. Eine dieser Gruppen wurde als „Gürtel-Partie“ bezeichnet, weil sie in den Lokalen um den Wiener Gürtel, einer auch für die Prostitution wichtigen Straße an der Peripherie, residierte. Dies dokumentiert übrigens die Nähe des Geschäftes der Prostitution zu dem des „Stoßes“. Da beide am Rande der Legalität bzw. außerhalb dieser liegen, bedarf es eben eigener Kommandos, die die Ordnung sowohl am Strich als auch beim „Stoß“ regeln.

Eine andere „Stoßpartie“ bezeichnete man als „Praterpartie“, der ein als „Unterweltkönig“ bekannt gewordener Ganove vorstand, den man wegen seiner Haarfarbe den „Roten“ nannte.

Um die Vorherrschaft über den „Stoß“ gibt es nach den Berichten der Kriminalpolizei seit Menschengedenken Fehden. Berühmte Ganovennamen wie „Notwehr-Krista“ und der „Gschwinde“ sind in den sechziger Jahren mit diesem Spiel verbunden. Wenn man sich über die Aufteilung der Glücksspielreviere nicht einigen konnte, kam es zu Schießereien. Von einer erfuhr ich durch Pepi Taschner Näheres. Ein gewisser Heinz K. schoß sich auf offener Straße mit dem bereits genannten „Gschwinden“, der bürgerlich Angeler hieß. Seinen Spitznamen hatte er erhalten, nicht weil er schnell den Revolver ziehen konnte, sondern im Gegenteil, weil er zu langsam dabei war. Bei dieser Schießerei wurde die Straßenbeleuchtung zerschossen. Heinz K. landete im Gefängnis, aus welchem ihm eine spektakuläre Flucht gelang.

Bei einer Fehde um die Vorherrschaft im „Stoß“ wurde auch ein gewisser Norbert Schmutzer erschossen, dessen Bruder jedoch das Glücksspiel bis in die siebziger Jahre weiter kontrollierte, Jahre hindurch allerdings vom

Gefängnis aus. Ich selbst sprach häufig mit ihm, und er besuchte mich am Institut für Soziologie. Um 1985 wurde ein früherer Mitarbeiter von ihm, der sich „selbständig“ gemacht hatte, durch Revolverschüsse gezwungen, sich aus diesem Geschäft zurückzuziehen. Als er sein Restaurant im 14. Wiener Gemeindebezirk, in dessen Hinterzimmer „der Stoß rannte“, betreten wollte, wurde er vom nahegelegenen Bahndamm aus von einem angeblich Unbekannten mit Schrotkugeln angeschossen. Im Krankenhaus stellte man vierzehn Einschüsse fest, die er durch Glück überlebte.

Zu einer Schießerei kam es auch im Juli 1992 in Innsbruck, wobei ein „Statthalter“ einer Wiener „Stoßpartie“ mit einer Schrotladung niedergestreckt und getötet wurde. Dazu war es gekommen, als eine Tiroler Bande die Alleinherrschaft über das illegale Glücksspiel für sich beansprucht hatte. Dies ließ sich eine Wiener „Partie“ nicht gefallen und schickte eine Schlägertruppe zum „Aufräumen“ nach Innsbruck.

Erfährt eine „Stoßpartie“, daß ein Konkurrenzunternehmen gestartet wurde, so bedeutet dies eine Bedrohung ihres Geschäftes. Einige Herren der Partie machen sich auf, um die Angelegenheit zu regeln. Pepi Taschner, der in der Welt des Glücksspiels groß geworden ist, erzählte mir dazu:

*„Hatten wir von einer Konkurrenzpartie erfahren, so fuhren wir in zwei Autos vor dem betreffenden Lokal vor und stürmten es. Sahen die Leute von der neuen Partie uns kommen, hörten sie meist mit dem Spiel sofort auf und flüchteten. Man kannte unsere Brutalität. Meine Stoßpartie hatte sich mit den beiden anderen großen Partien abgesprochen, um andere, die in dieses Geschäft einsteigen wollten, nicht aufkommen zu lassen. Es war nicht ungefährlich für mich, wenn ich ein solches Lokal betrat, wo man zu schneiden [Karten zu spielen] begonnen hatte. Ich war immer einer der ersten, der das Spielzimmer betrat und die Leute mit den Worten überraschte: Meine Herren, eingestellt ist! Dabei schlug ich mit meinem Revolver kräftig auf den Tisch. Meist sind den Bankerern, den Spielleitern, bei meinem Anblick die Karten aus der Hand gefallen.“*

Beendigte man nicht das Spiel, so griffen die Besucher zur Gewalt. Auch bei schweren Verletzungen schalteten die Besuchten die Polizei nicht ein und machten keine Anzeigen. Es besteht ein ehernes Gebot, Gegner nicht zu verraten. Die Sanktionen sind anderenfalls furchtbar. (Girtler 1983)

Jedenfalls verschafft diese Randkultur des Spiels den Beteiligten gutes Geld. So soll einer der Beteiligten an einer solchen Partie vor der Polizei gesagt haben, er würde nur darum den „Stoß“ dirigieren, damit er im Alter mehr habe als „ein Stück Kuchen und einen Kaffee“. Solange nur wenige Partien, zwei oder drei, in einer Großstadt wie Wien das Geschäft miteinander teilen, scheint für alle Beteiligten an einer solchen Partie genügend Geld vorhanden zu sein. Ganz im Stile mafioser Verbände versuchen also die Stoßpartien, ihre Monopolstellung, so gut es geht, zu halten, und dies auch oder vor allem mit Gewalt.

### Die Regeln und Symbole des Spiels

Das Stoßspiel ist meines Erachtens von kulturhistorischer Bedeutung, denn in ihm scheint ein alter Schatz verborgen zu liegen. Darauf deutet neben der Sprache auch hin, daß nur mit doppeldeutschen Karten, und zwar mit 32, gespielt wird. Moderne französische oder andere Karten werden von den Spielern nicht akzeptiert.

Damit das Spiel störungsfrei und elegant durchgeführt werden kann, bedarf es mehrerer Personen, denen jeweils eine bestimmte Aufgabe zugeeignet ist.

Der Leiter des Spiels trägt die Bezeichnung „Bankerer“, er mischt die Karten oder besser er „schneidet“ sie, wie es in der Ganovensprache heißt, denn die Karten werden gegeneinander beim Mischen geschnitten. Man fragt daher, wenn man wissen will, wo gerade Stoß gespielt wird: „Wo wird heute geschnitten?“

Am Leben der Partie beteiligen sich auch Herren, die bereit sind, Geld an Spieler gegen hohe Zinsen zu verleihen. Sie werden treffend als „Kredithai“ oder als „Saugerl“ bezeichnet.

Eine besondere Rolle fällt den Aufpassern zu, die als „Schmierer“ vor den betreffenden Lokalen sich aufhalten, um die Kollegen drinnen auf die Annäherung von Polizisten – manchmal sogar mittels Sprechfunk – aufmerksam zu machen.

Gegenüber dem an einem länglichen Tisch in der Mitte sitzenden Bankerer sitzen die Spieler, die in ihrer Gesamtheit als „Galerie“ bezeichnet werden. Das Spiel beginnt damit, daß der Bankerer die Karten schneidet und einem der Umsitzenden, dem „Guckerer“ – das ist meist der, der die höchsten Einsätze wagt – eine Karte hinhält. Ist dieser mit dieser Karte, der „Guck“, einverstanden, so wird sie in den Stoß verkehrt zurückgeschnitten. Die nun oberhalb des „Beschnitts“ liegenden Karten werden nun vom Bankerer nach unten gegeben. Die eingeschnittene Karte, die „Guck“, liegt nun oben. Jetzt wird das Paket umgedreht, so daß die „Guck“ nach unten gelangt. Dieser Mischvorgang ist ein geradezu magisches, feierliches Ritual, während dem die Spannung unter den Spielern zunimmt.

Nun können die Spieler beginnen, ihr Geld zu setzen. Dazu dienen zwei Speisekarten, weil sie unauffällig sind, falls die Polizei das Spiel stört. Jeder der insgesamt acht Ecken dieser Tafeln ist eine der acht Spielkarten von 7 bis As zugeordnet. Der Bankerer beginnt nun, nachdem die Spieler auf irgendeine Ecke ihr Geld gesetzt haben, jeweils zwei Karten vom Kartenpaket „abzuziehen“. Die erste der Karten – sie wird als Schuß bezeichnet – verliert, die zweite – sie wird „Einwender“ genannt – gewinnt. Ist zum Beispiel die erste Karte eine 7 und hat jemand auf die Ecke, die diese Karte symbolisiert, gesetzt, so verliert er seinen Einsatz. Im gegenteiligen Fall verdoppelt sich der Einsatz. Werden zwei gleiche Karten gezogen, so gewinnt die Bank. Die Wetten auf die anderen Karten bleiben im Spiel. Wenn vierzehn Kartenpaare „abgezogen“ worden sind, gilt das Paket als durchgespielt. Die drei untersten Karten, die mit der Guck nicht mehr gespielt werden, heißen der „Stock“.

Bei diesem Spiel geht es oft um hohe Beträge. Mitunter sind es auch ehrenwerte Geschäftsleute, die beim „Stoß“ ihr Glück versuchen. Ein Neuling kann nur dann an diesem Spiel teilnehmen, wenn er durch Vertrauensleute eingeführt worden ist. Neulingen, die oft als „Wehs“ oder „Wurz“ bezeichnet werden, kann es allerdings passieren, daß man sie hineinzulegen versucht, zum Beispiel durch „Zughadern“. Das sind geschliffene Karten, nach denen Dame zu Dame oder Zehner zu Zehner „geschnitten“ werden können, wodurch die Chancen der Bank steigen. Die Aufgabe Pepi Taschners war es, darauf zu achten, daß der „Stoß“ reibungslos ablief.

Auf die alte Geschichte dieses Spieles verweisen die dabei verwendeten Wörter. So heißt die Karte „Hadern“ oder „Brief“, ein Wort, das bereits im „Liber Vagatorum“ (um 1500) auftaucht. Auch Paracelsus hat in einer seiner Schriften dieses Wort um 1520 verwendet. Einen „verkehrten Brief schicken“ bedeutet übrigens, eine gefälschte Karte ins Spiel zu bringen.

### **Nobles Leben und Ehre beim Glücksspiel**

Der Mensch will hofiert werden und er reagiert ärgerlich, wenn er jene Ehrerbietung nicht erhält, von der er meint, er würde sie verdienen. Und er lehnt es ab, bloß als ein befürsorgtes, behütetes und bemitleidetes Wesen gesehen zu werden. In diesem Sinn meint wohl Friedrich Nietzsche, daß Mitleid den Menschen beleidige. Ich habe daher den Menschen als „animal ambitiosum“ bezeichnet, nämlich als Wesen, das nach Beifall sucht (Girtler 1989). Ehre gibt es demnach in allen Schichten.

Zur Ehre gehört aber auch ihre Demonstration, um sie aus dem Alltäglichen herauszuheben. Man handelt ehrenvoll und will anzeigen, daß man sich nicht bloß an die Ratio des Alltags hält, sondern über sie hinausgeht. Derartige Strategien, um die eigene Würde hervorzukehren, finden sich in allen Kulturen, und gerade bei den Menschen, die am sozialen „Rande“ leben und sich dort eine eigene Welt schufen.

Wichtig für die ehrenvollen Teilnehmer am Stoßspiel war und ist zum Beispiel stets eine besonders noble Garderobe, um sich so im Stile feiner Ganoven, wie sie die Mafia kennt, zu präsentieren.

Symbolisch äußert sich die Zurschaustellung der Ehre auch darin, daß Kumpanen, die in Gefängnissen einsitzen, bei ihrer Entlassung geradezu rituell abgeholt werden.

Der „echte“ Ganove demonstriert Großzügigkeit und ehrenvolle Noblesse, und er läßt es nicht zu, daß seine Freunde aus der Welt der Bürger schlecht von Ganoven behandelt werden. In diesem Sinne deute ich eine Geschichte mit Pepi Taschner. Dieser Mann besuchte mich einmal mit einem Taschendieb am Institut für Soziologie. Der Taschendieb, der unter einem Vorwand mein Zimmer verlassen hatte, nützte die Gelegenheit und stahl einem meiner Kollegen die Brieftasche. Als dieser Kollege uns meldete, daß ihm die Brieftasche entwendet worden sei, wußte mein Freund, der Ganove, sofort, daß der ihn begleitende Taschendieb der Frevler gewesen sei. Er war so erbost, daß er ihn mit Tränen in den Augen bedrohte und aufforderte, „sofort“ die

Brieftasche herauszugeben. Er sah sich in seiner Ehre angegriffen und wollte von uns nicht als jemand gesehen werden, der es zulässt, daß einer seiner Bekannten uns bestiehlt. Nachdem mein früherer krimineller Freund gedroht hatte, den vermutlichen Dieb gemeinsam mit einem berühmten Wiener Ganoven zu verprügeln, zeigte uns der Mann den Ort, wo er die Geldtasche – sie lag unweit des Instituts bei einem Müllkontainer – versteckt hatte.

Charakteristisch für diese Kultur der Ehre ist es, daß man sich nur mit jenen schlägt und schießt, die der eigenen Welt angehören, und nur mit Männern. Einer der Großen des verbotenen Glücksspiels meinte daher zu mir über gewisse Zuhälter: *„Es ist nicht viel dabei, eine Frau mit Gewalt auszu-beuten und von ihr zu leben. Daher mag ich gewisse Typen von Zuhältern nicht. Ich komme auf andere Weise zu meinem Geld.“*

Grundsätzlich gilt jenem Kriminellen Verachtung, der als „Wams“, d.h.: als Verräter, der Polizei Informationen aus der eigenen Welt weitergibt. Als ehrenvoll wird der sogenannte „Steher“ gesehen, jener Ganove, dem die Polizei keine Informationen entlocken kann.

#### **Das ehrenvolle Begräbnis eines Wiener „Unterweltlers“**

Zu den vielfältigen Strategien, um jemanden als Mensch mit Ehre darzutun, gehört, wenn er gestorben ist, ein nobles Begräbnis. Dies ist nicht nur bei den österreichischen Kaisern so, sondern auch beim ehrenvollen Ganoven. Auch er ist als Toter Gegenstand einer rühmlichen Verehrung. Das zeigte mir das Begräbnis eines bekannten, plötzlich verstorbenen Herrn, der im Wiener Stoßspiel und bei der Organisation der Prostitution eine wichtige Rolle innehatte.

Das Begräbnis fand auf einem Wiener Nobelfriedhof statt. Dem Toten, der als „Wiens ungekrönter Unterweltkönig“ bezeichnet wurde, gab ein großes Publikum die letzte Ehre. Wiens Zuhälterprominenz und viele arbeitsame Mädchen vom Strich waren zahlreich erschienen – dazwischen einige unauffällige Herrn von der Kriminalpolizei – und verschafften dem Begräbnis einen würdigen Rahmen. Die Friedhofskapelle, in der man den Toten aufgebahrt hatte, war zum Bersten voll. Ein Männerchor der Städtischen Bestattung und Heurigenänger untermalten musikalisch die Trauerfeier. Zunächst stimmten die Heurigenänger das alte wehmütige Wienerlied „Stellts meine Roß in Stall ...“ an. Ein Journalist schrieb darüber, dies wäre ein *„beziehungsvolles Lied“* gewesen, welches *„nicht nur den zahlreich vertretenen – so plötzlich ihrer schützenden Hand beraubten – Damen die Tränen in die Augen treibt“*. Im weiteren Verlauf der Trauerfeier sangen die Sänger der Städtischen Bestattung Verdis „Gefangenenchor“, womit offensichtlich auf die heldenhafte Karriere des „Unterweltkönigs“ hingewiesen werden sollte. Und schließlich kam wieder die Heurigenpartie mit „A echts Weana Kind ...“ an die Reihe. Die Würde des noblen Verstorbenen dokumentierte sich durch die vielen Kränze. Auf einer Kranzschleife war zu lesen: „Letzte Grüße vom Elferhaus“, einem bekannten Bordell am Wiener Gürtel. Auf einer anderen Schleife stand: „Wir werden Dich nie vergessen“. Wahrscheinlich waren es

die Dirnen dieses und anderer „Häuser“, die das festgehalten haben wollten. Und wieder eine andere Schleife verkündete: „Letzte Grüße – die Mädchen vom 69er Haus“, auch hier der Hinweis auf ein Bordell. Der lange Trauerzug bewegte sich ruhig zur Grabstätte. Die trauernden Damen und Herren vom Wiener Strich warfen ihrem verstorbenen „König“ ein mit einer rosa Masche verziertes Hufeisen, einige Tonbandkassetten und schließlich auch Spielkarten in das Grab nach.

### **Abschließende Gedanken**

Es gibt sie noch, die klassische Kultur der Ganoven, zu der nicht nur die Prostitution, sondern auch das verbotene Glücksspiel – der „Stoß“ – gehört, mit ihrer eigenen Sprache, dem Rotwelsch, welche bis heute nicht an Kraft verloren hat, und den Strategien der Ehre. Es handelt sich um eine bunte Welt, die abseits von der des guten Bürgers und des Arbeiters, der sich stets vom Fahrenden zu distanzieren versucht hat, in den Nischen der Großstadt existiert.

### **Anmerkung**

- \* Dieses Buch erschien auch als Taschenbuch, jedoch unter dem eher wenig spannenden und anregenden Titel „Die kriminelle Karriere des Pepi T.“. Ich war nicht glücklich über diese Titelwahl und es interessierte sich auch kaum jemand für dieses Buch, sodaß es bald den Weg alles Irdischen nahm und aus der Welt der Büchertische verschwand. Vielleicht hat man die übrig gebliebenen Exemplare mehr oder weniger feierlich verbrannt.

### **Literatur**

- AVE-LALLEMENT, F.C.B.: Das deutsche Gaunertum. Wiesbaden 1858.  
 BECKER, Howard: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. Frankfurt am Main 1981.  
 Carmina Burana. Die Lieder der Benediktbeurer Handschrift. München 1985.  
 GIRTLER, Roland: Der Adler und die drei Punkte. Wien 1983.  
 GIRTLER, Roland: Die feinen Leute. Frankfurt am Main 1989.  
 GIRTLER, Roland: Der Strich. München 1991.<sup>3</sup>  
 GIRTLER, Roland: Randkulturen – Theorie der Unanständigkeit. Wien 1996.  
 HOFFMANN VON FALLERSLEBEN, A.H.: Liber Vagatorum. In: Weimarisches Jahrbuch. Hannover 1856.  
 KLUGE, F.: Rotwelsch – Quellen und Wortschatz der Gaunersprache. Straßburg 1901.  
 KÖNIG, René: Soziologie und Ethnologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 26: Ethnologie als Sozialwissenschaft. Hannover 1984.